

Eine kurbrandenburgische Garnisonübung.

Von N. Wille.

Joachim der Zweite, dem als 27-jährigen Jüngling seine Heirat mit der Erbprinzeßin Elisabeth von Preußen im Jahre 1592 den ehrenden Beinamen Hector eintrug, liebt es, sich mitunter durch plötzliche Alarmirung seiner wehrhaften Bürger zu friedlichem Waffenspiel von ihrer kriegerischen Thätigkeit zu überzeugen.

Von einigen seiner Räthe und seiner Trabanten - Leibwache begleitet, tritt der Kurfürst am 7. August 1567 nach der bereits gegen 1160 von Albrecht dem Bären errichteten „Burg Spandau“, deren Umbau zu der heutigen Citadelle vor sechs Jahren unter der Leitung des Baumeisters Christoph Hübner begonnen hatte. Freilich schritt das Werk, zu dem die Städte jährlich nur 34,000 Gulden benötigten, langsam vor, als es der Uebermüdigkeit Joachims belegen mochte, der deshalb selbst öfter nach dem Nechten sah.

In der Stadt Spandau hatte man keine Ahnung von der Anwesenheit des kurfürstlichen Herrn. Um so unliebsamer wurde deshalb der regierende Bürgermeister Hier abgerufen, als ihn in der ersten Morgenfrühe des 8. August dröhnende Hellebardenklänge gegen sein Haus aus diesem Schlummer aufschreckten. Drei Trabanten hielten hoch zu Roß vor der Thür. „Der Bürgermeister soll sofort zu kurfürstlichen Gnaden auf das Schloß kommen; alle Bürger sollen folgen!“ Nach diesem kurz angebundenen Morgengruß traten sie wieder davon. Bestürzt und bekümmert warf sich Hier schleunigst in sein Staatsgewand, und während Trommel und Schelle die Bürgergeschafft aus den Betten jagten, klopfte er mit großen Schritten durch das Mähdthor (an der jetzigen Havelstraße; das Berliner Thor nebst Brücke wurde erst zwei Jahre später eröffnet) nach dem Schloß hinaus. Was mochte der Kurfürst nur wollen? Viel Gutes schien die hastige Labung des getrennten Herrn eben nicht zu versprechen. Doch die bitteren Sorgenwörter auf der bürgermeisterlichen Stirn verriethen schnell, als Joachim mit heiterer Miene erklärte, daß lediglich eine Waffensübung, ein Scheingefecht zu Wasser zwischen den Bürgern von Berlin-Kölln und von Spandau beabsichtigt sei. Die Berliner Flotte werde vom Tegeler-See her gegen zehn Uhr am Südwärter eintreffen; die Spandauer, welche unter Führung der Rathsherren, Gilde und Vortragsmeister eben vor den Fenstern des Schloßes aufmarschirten, sollten sich mit dem bereit liegenden Helmen, Brustharnischen und Holzspeeren wappnen und dann ebenfalls ihre Schiffe bestiegen, um dem Feinde wacker entgegenzutreten.

Unter dem Donner der Kanonen, unter Pauken- und Trompetenschall begann auf der räumigen Wasserfläche zwischen der Johanniskirche (jetz. Dölln-Kronprinz) und dem Südwärter das lustige Kampfspiel. Mit mächtigem Anprall rannten die Schiffe gegeneinander, derbe Hälbe wurden gehoben und drüben ausgehüllt, und mancher stürmische Kampf mußte seinen überhässlichen Vagabund mit einem kalten Bad in den Wogen der Havel büßen. Aber die Berliner, obwohl sie die Ueberzahl und den Vortheil des Stromes für sich hatten, vermochten doch den Sieg nicht zu erringen.

Kaltblütig und klug, wie Thimotheos bei Salamis, leitete der Spandauer Admiral, Herr Jakob Perlewitz, Gildemeister der Fischer vom Damm und Kiez, die Bewegungen seiner kleinen Flotte, welche das schwierige, mit zahlreichen Untiefen und Sandbänken besetzte Fahrwasser weit besser zu benutzen wußte, als die hier fremden Seefahrer von Berlin-Kölln.

Trotz des gütigen Verlaufs der Schlacht blieb indes dem braunen Bürgermeister Hier ein schwerer Mergel gar nicht erspart, denn der reiche Schneider Hilaricus Grunow, den er für seine liebende Tochter Anna als Gatten erkoren, hatte im Gegenfah zu all seinen kampfesfrohen Genossen eine gar zu traurige Rolle gespielt. Mit hochmodernem Hut und Wamms ausgestattet, dabei frisch und Ellen lang und fiedelnd, brühte sich der tapfere Jüngling der Nabel mit großer Behaglichkeit in der Mitte des Schiffes an dem schwebenden Mast umher. Als ein kräftiger Köhler Schlächter den mächtigen Speer auf ihn stützte, versuchte er gar nicht erst, den wohlgeleiteten Stoß abzuwehren, sondern machte, lächelnd erschröckten, einen gewaltigen Satz nach rückwärts, der ihn, hart seiner Behendigkeit und seinen unglaublich langen Beinen, sofort über Bord beförderte. In dem klüßlichen Wasser aber erbob er dann ein so überlautes, klägliches Hilfsgeheul, daß die freisportlichen Berliner in ein stürmisches Hallo ausbrachen und unter schallendem Gelächter zahllose gute und schlechte Witze auf das trampelnde, geputzte Schneiderlein herabregnen ließen. Von den finken Kleier Schiffen rasch am Schoß gepackt, wurde der Unglücklichen wieder in's Schiff gehoben, wo er sich vor den verächtlichen Blicken und Worten seiner Kameraden unter Stöhnen und Seufzen schleunigst in den dunkelsten Winkel der Kajüte verflocht. Während sich aber Herr Hier über diese Schmach des künftigen Erbtrags arg wies, konnte das schöne Kennzeichen, welches mit der Mutter vom Speciehammer vor dem Heibelthor (jetz. Dänienburger Thor) der Seeschlacht zuschaut, ein schadenfrohes Lächeln in dem Unfall ihres Gattens kaum unterdrücken. Ihr zwanzigjähriges Herz geizte ja nicht dem ältlichen, gesterten Hilaricus, sondern dem jungen, schmunzigen Herber Ulrich Tettendorff, dem Vortragsmeister von Streßow.

Nach einer guten Stunde gab der

Kurfürst, welcher auf seiner kühnsten Wimpelreit zwischen den Gruppen der kämpfenden Schiffe beständig umhergekreuzt war, das Zeichen zur Beendigung des Gefechts und versammelte die Anführer auf der Johanniskirche. „Kinder“, sprach er, „Ihr habt alle Euer Bestes gethan“ (dabei streifte ein lustiger Seitenblick den zitternden Hilaricus). „Auf dem Wasser aber kommen wir nicht zum Ziel; das ist für uns Brandenburger nun einmal nicht die rechte Wahlstatt. Darum geht jetzt, fahrt Euch durch Speise und Trank und seid um drei Uhr mit Euren Hechtstößen wieder bereit. Auf dem Plan vor der Jungfernhöhe wollen wir die Sache zu Ende führen und sehen, welche Stadt die bessere Klinge fährt.“

Unter lautem Jubel vernahm die auf ihre Uebermacht pochenden Berliner des Herrn Worte; stumm und betreten schen die Spandauer einander an. Kaum hatte sich Joachim zum Gehen gewandt, als Bier mit sorgenvoller Miene sich zu den Seinen gemandt hatte: „Was soll nun werden, Ihr Männer?“

„Ja, was soll das wohl geben, Bürgermeister?“ erwiderte achselzuckend der älteste Rathsherr, Andreas Ratzsch. „Wir sind verloren!“ ächzte der vor Rasse, Kälte und Angst mit den Zähnen klappernde Hilaricus.

Des Bürgermeisters Antlitz röhete sich vor Zorn. „Du schweig still und troll' Dich hinter Deinen Säbelschiff, Du Haisfuß! Hast heut schon Schande genug über uns und Dich gebracht! Aber sootil sage ich Dir: zwischen uns und beben ist es aus und alle für immer! — Wer von Euch anderen mag einen guten Rath zu gemeiner Stadt Rath und Frömmen zu geben?“

„Ich!“ rief Ulrich Tettendorff helle Stimme aus dem Kreise.

„Junge, ich weiß wohl, daß Du ein hübscher Haisfuß und von Kindesbeinen ein ansehlicher Bengel bist; — und — hm — ich weiß auch, wie Du — hm — von meiner Anna denkst; — und — hm — Junge, hilfst Du uns heut, daß wir die übermüthigen Berliner unterliegen, so soll die Anna Dein sein; sie selber wird wohl nicht nein sagen — ein Mann, ein Wort! Aber was fährst Du denn eigentlich im Schilde?“

„Das sollt Ihr gleich hören, Bürgermeister, aber nur Ihr allein. Viel Köpfe, viel Sinne!“ Während beide auf die Seite traten, schlich Grunow tief geübt von dannen.

Schlag drei Uhr standen die wohlgeordneten Scharen der Gegner abermals zum Waffengange bereit auf dem Platz zwischen Spreewald und Havel, südlich des Schloßes, da, wo heute die königliche Gemehrs- und Munitionskammer liegt. Die 1500 Berliner bildeten zwei Treffen; den rechten Flügel des ersten nahmen die Großbürger von Berlin, den linken die Großbürger von Kölln ein; in der Mitte hielt der Kurfürst mit seinen Trabanten; das zweite Treffen, welches sich mit dem Rücken an die Havelseite lehnte, bestand aus den Kleinbürgern beider Städte. Die 800 Spandauer Streiter hatten sich, um nicht überflügelt zu werden, wohlweislich in einem Treffen aufgestellt. Ahermals donnerten die Kanonen, erlangten die Drommeten den Stoß, und die Berliner, während, daß ihrer fast hoppelten Stärke der Sieg unmöglich fehlen könne, schritten gleich den Homerischen Helden unter lautem Geschrei und höhnenden Zurufen wohlgeordnet zum Angriff.

Manhaft wehrten sich die Spandauer, und lustig tanzten ihre derben Steden Schlag um Schlag auf den Köpfen, Schultern und Schilden der Gegner. Doch was half die hartnäckige Verteidigung gegen jene Uebermacht? — Bald loderten und lüchelten sich die Reih der Spandauer Männer. Schon wurden hier und da einzelne Gruppen zurückgetrieben, denen immer mehr nachfolgten; am meisten bedrängt war der linke Flügel, dem die vorwegenden Berliner Kleinbürger aus dem zweiten Treffen in die Plante fielen; kurz, es lag auf der Hand, daß allgemeiner Rückzug, Flucht und Niederlage bald unvermeidlich sein würden.

„Wo steht nun der großmäulige Schlingel, der Tettendorff, Dein angehender Tochtermann, mit seinen ruppigen Strejomen?“ schaute der nicht ohne triftigen Grund im Rufe des höchsten Vortragsmeister Ratzsch Herr Schwarzkopf seinen Nachbar, den Bürgermeister an. „Er wird zur Stelle sein, wenn wir ihn brauchen,“ entgegnete Bier mit Seelenruhe, indem er den wüthigen Geräch eines feindlichen Köhler Brauers gleich abhing.

„Na, denn man fir!“ brummte Schwarzkopf, „wir sitzen schon tief genug in der Patsche.“

kräftigen Hieben der Sieger wurde das Getümmel und das Gedränge nach dem schwebenden Wald so heftig, daß selbst Joachim unerschrocken in das dichteste Handgemenge gerieth, und sein, von ein paar übergezielten Stedenhieben gestroffenes Leibros den Reiter um ein Haar abgeworfen hätte. Die durch diesen leidigen Zwischenfall einen Augenblick getrübt gute Laune des Kurfürsten war indes schon wieder hergestellt, als er Abends zu Schiff seinen geschlagenern Berliner nachfolgte.

So endete diese unwürdige Garnisonübung. Der ehrenvolle Bürgermeister aber löste redlich sein versprochenes Mannewort ein: an seinem Namensfest, dem Bartholomäustage, wurde die Verlobung der schönen Anna mit Ulrich Tettendorff feierlich gefeiert.

Die Ausrottung und Verbreitung des amerikanischen Elchs.

Nach den neuesten Untersuchungen, welche Madison Grant und andere Zoologen veröffentlicht haben, scheint es leider, als ob auch unsere amerikanische Spielart des Elchthiers, der „Alces Americanus“, dem Untergang geweiht ist oder schließlich auf so enge Räume beschränkt wird, wie sein europäischer Bruder, der es auch nur der Schonung verdankt, daß er noch vorhanden ist. Die Geschichte des Unterganges unseres Wäffels ist keine Warnung gewesen; von der Gabelantilope (Antilocapra furcata) und dem Bergschaf wird sich auch bald dieselbe traurige Geschichte erzählen lassen.

Das Muschier, wie der amerikanische Elch hier genannt wird — gewöhnlich Moose, Rusma der Indianer — ist das größte und gewaltigste Säugethier des Continents, dabei aber schon, wie kaum ein anderer Vierfüßler, so daß er sofort da verschwindet, wo der Mensch eintritt. Und der Mensch rückt mit Riesenschritten vorwärts, immer weiter ausgedehnt nach Norden, wo er erst an der Eismeerküste Halt machen wird.

Wir wissen, daß das Moose noch vor 100 Jahren in Kentucky und Illinois in Rubeln vorlag, etwa zu derselben Zeit, als in Sachten (1746) und in Schlesen (1776) der letzte Elch erlegt wurde. In dem nördlichen an den Ohio angrenzenden Bezirk wurde es noch 1820 erlegt. In dem Adirondack-Gebirge, im Norden des Staates New York, war es vor 40 Jahren noch wohl bekannt, wie wohl die heutigen Bewohner jener Gegend kaum noch etwas von dem Thiere wissen oder Vermuthungen mit dem Wapiti-Hirsch machen.

Das Muschier ist ein edler Waldbewohner, worauf schon sein aus dem indischen Rusma oder Musso, d. h. Holzstier stammender Name hinweist. Es lebt von den Zweigen und Rinden junger Bäume und weidet nicht, wozu schon die Bauart seines Halses ungeeignet ist. Damit ist auch seine geographische Verbreitung gegeben, die heute schon keine zusammenhängende mehr in Nordamerika ist. Am Lake Superior liegt die Trennungslinie zwischen dem canadischen und dem großen nordwestlichen Bezirk dieses Riesenthiers. Zwischen der südlichen Verlängerung der Hudson-Bai (der James-Bay) und dem Lake Superior ist das Moose schon ausgerottet; von da aus reicht es noch nach Osten bis an die Küsten des atlantischen Oceans, kommt aber in Labrador nicht vor.

Am häufigsten ist der Hirsch noch in dem großen nordwestlichen Bezirk. Er kommt vor im nördlichen Montana, Wyoming, Idaho, Washington und wahrscheinlich in einem Stückchen von Dakota, nördlich hin zum Mackenzie-Flusse. Wo der Staat New York mit dem Free Teton in Idaho zusammenstößt, liegt die Südgrenze. Das Moose geht durch Britisch Columbia nach Alaska, wo die Indianer es im Yukon-Flusse jagen, wie das schon Whymper dargelegt hat. Der südliche Grenzpunkt in diesem Bezirke ist der Lake of the Woods und der Dag Lake in Manitoba. An diesen beiden Seen findet es noch häufig. Südlich erreichen sie von hier aus die Tamarac-Schwäme beim Red Lake im nördlichen Minnesota. 1875 wurden einige bei Superior City in Wisconsin erlegt.

Im südlichen Bezirke reicht ihre Verbreitung von den Nordfüßen des Huron-Sees bis in's Quellgebiet des Saguenay, des bekannten linken Nebenflusses des St. Lawrence. Die Wasserstraße zwischen den Zuflüssen des letzteren und denen der Hudsonbai ist auch die Grenze des Muschiers. Nördlich vom Saguenay fließt es. In dem durch den St. Lawrencestrom und dem atlantischen Ocean eingeschlossenen Landstrich werden sie immer weiter gegen Norden getrieben, wiewohl sie zur Zeit der Entdeckung südlich bis zu den Catskill-Bergen reichten. Für ihr Vorkommen in Pennsylvania liegt kein Zeugnis vor, aber in den Muschierkäufen von New Jersey hat man die Schäufeln des Moose gefunden. Sie werden in Canada und Maine noch heute gejagt; 1871 wurden in Vermont noch einige Exemplare geschossen; 1884 erlegte man fünf Stücke am Second Connecticut Lake.

In den Catskills, wo sie in geschichtlicher Zeit ihre Südgrenze erreichten, sind sie seit 100 Jahren ausgerottet. In den Adirondack-Bergen wurde 1855 der letzte Elch geschossen, foweit zuverlässige Nachrichten vorliegen; ob sie noch 1863 dort vorkamen, wie eine Quelle angibt, ist nicht gewiß.

Das Muschier ist außerordentlich schön und zieht sich zu zurück, wo der Mensch vordringt; so geht es dann immer weiter nordwärts, aber nur dahin, wo Wälder vorhanden sind. Aber der Mensch breitet sich mehr und mehr aus, er folgt dem Beschäftigung auf dem Fuße und die Wälder werden schonungslos gelichtet. Da sehen

wir denn die Ausrottung dieses gewaltigen Thieres mit Sicherheit herannahen und wie der Hirsch wird es später vielleicht noch an besonders geschützten Stellen der Naturwelt als Merkwürdigkeit erhalten bleiben.

Die Haarpflege.

Das Kopfhaar bedarf nicht weniger als andere Theile unseres Körpers sorgfältige Pflege. Vor Allem ist es der Haarausfall ohne eine spezifische Ursache, von dem eine immer zunehmende Zahl von Männern schon zwischen dem 20. und 30. Lebensjahre betroffen wird, und die Glatze, poetischer „Mondschein“ genannt, ist dem kräftigsten Mannesalter etwas Gewöhnliches, während sie vor dem 10. Jahren der Greise war. Allerdings muß zugegeben werden, daß dabei viel Ueblichkeit mitspielt. Es giebt zahlreiche Familien, in welchen sich der frühe Haarausfall bei vielen Mitgliedern erstelt. Auch aufreibende Thätigkeit, nervöse Abspannung, jene Symptome, welche wir unter dem Begriffe der Nervosität zusammenfassen, können daran mit Schuld sein. In einigen Fällen mag selbst die schwere, beengende Kopfbedeckung daran Antheil haben. Allein es läßt sich nicht leugnen, daß oft der Haarschmuck hätte erhalten werden können, wenn von Jugend an etwas mehr Sorgfalt darauf verwendet worden wäre. Vor Allem darf eine hinreichende Reinigung mit Wasser und Seife nicht unterlassen werden. Merkwürdig! Fragen wir bei Gelegenheit, ob man des Destoeren eine Kopfwaschung vornimmt, so sehen wir vielfach erlaunzte Gesichter. „Hm und wieder einmal,“ lautet die häufigste Antwort, und gar nicht selten müssen wir die Frage hören, ob es denn überhaupt nicht schädlich sei, den Kopf zu waschen. Warum wohl dieser Theil der Wohlthat einer gründlichen Reinigung nicht theilhaftig werden sollte, wo doch seit Jahrhunderten, Transpiration und Staub zusammen wirken, um eine solche doppelt notwendig erscheinen zu lassen! Dieser Irrthum ist sehr verbreitet, und man geht vielfach so weit, beim Waschen Haar und Kopfhaut hermetisch gegen das Wasser abzuschließen. „Aber ich erlaunze mich sonst jedesmal,“ heißt es dann. Gewiß, wenn alle Jubeljahre einmal der Kopfhaut eine gründliche Reinigung zu Theil wird, so kann uns das gar nicht wundern; geschieht dies aber regelmäßig alle Woche, so wird man stets eine wohlthunende Erfrischung ohne alle Folgen spüren. Ein Juwel ist selbstverständlich auch hierbei zu vermeiden, nämlich die Waschungen sollen sogar den Haarausfall begünstigen, indem die Haare entfettet und zu stark ausgedrocknet werden. Um diesem Uebelstande auch sonst entgegen zu wirken, ist ein mäßiges Einsetzen nach dem Abtrocknen zweckmäßig, sofern nicht von Natur eine reichliche Talgabsonderung vorhanden ist. Hierzu dienen am besten Vaseline (Lanolin) Pomaden, da dieser Stoff in hervorragender Weise die Fähigkeit besitzt, in die Haarsubstanz einzudringen und dieselbe geschmeidig zu machen. Gute Lanolin-Pomaden sind daran kennlich, daß das Haar, ein wenig damit eingeseift, nach einiger Zeit sich nicht mehr fettig anföhlt. Alle anderen Pomaden werden dagegen nicht völlig resorbirt, und ein glänzender „Haiskopf“ ist gewiß nicht schön.

Zum Glätten der Haare sind ausschließlich weiche Kämme mit stumpfen Zähnen und selten weiche Bürsten zu verwenden; scharfe Instrumente greifen die Kopfhaut an, und enge Kämme reißen auch gelbes Haar aus. Nichts ist schädlicher, als das namentlich bei kürzerem Haar vielfach beliebte Verarbeiten desselben mit einem scharfen Bürstenaare; man würde jammern, wenn man die Wirkung unter dem Vergößerungsglas sähe. Und diese Verwirrung hatte ihren Höhepunkt in der Erfindung der Stahlbürstendrüsen, die Instrumente, denen der Name „Haarträger“ hätte beigelegt werden sollen. Ob das ältere Schneiden der Haare und das Kurztragen der selben aus das Wachsthum günstig einwirkt, ist noch zweifelhaft. Während manche Spezialisten diese Frage bejahen, wird neuerdings gerade das Gegentheil behauptet, und noch andere sind der Meinung, daß es zwar das Wachsthum direkt nicht fördert, aber auch nicht schadet, jedenfalls eine leichtere Reinigung d. s. Haarbodens ermöglicht und so indirekt konfervirend wirkt. Das Schneiden der Haare ist insofern nachtheilig, als der Haarschmuck an der Stelle des Schreitels stark beinträchtigt wird. Noch nachtheiliger ist das Brennen, wodurch auch ganz abgesehen von dem kaum zu vermeintlichen Ansehen, eine intensive Austrocknung des Haares hervorgerufen wird, welche dasselbe brüchig macht. Auch Färbemittel sind immer schädlich. Das Färbemittel sollte ausschließlich bei allzu harter Fettabsonderung in Anwendung kommen; in diesem Falle sind öftere Kopfwaschungen doppelt notwendig.

Der Diebriecher von Breslau.

Es ist unweifelhaft festgestellt, daß jeder der menschlichen fünf Sinne ganz besonders ausgebildet oder geschwächt werden kann. Bei den meisten Menschen ist der Geruchssinn nur schwach ausgebildet, und doch giebt es einzelne Völkergeschlechter, bei denen er ganz vorzüglich entwickelt ist, so z. B. bei gewissen Indianern und Negern. Auch bei einigen Europäern hat sich der Geruchssinn allerdings durch fortwährende Übung — in ganz besonderer Weise bemerkbar gemacht, so bei dem „Diebriecher von Breslau“, der im Jahre 1850 die dortigen Gerichte stark beschäftigte. Ueber diesen interessanten Menschen hat Wehner ein Buch geschrieben, dem wir nachfolgendes entnehmen: Einem Schäfer der Bres-

lauer Gegend war aus wohlverschlossener Kasten eine Summe Geldes entwendet worden. Zur Wiedererlangung derselben und zur Ermittlung des Diebes nahm er die Dienste des Tagelöhners L. in Anspruch, der bei den Nachbarn im Rufe eines „Diebriechers“ stand. Der Wundermann kam, betrug den Kasten, durchsuchte schändlich das ganze Haus und fand endlich das Geld in einem alten Lederbeutel auf dem Hofe verstreut. Der dem Beutel anhaftende Geruch half ihm dann auf die Spur des Diebes, und zwar bezeichnete er die eigene Tochter des Beschlagnahmens als die Schuldige.

Das Mädchen wollte jedoch diese Beschuldigung nicht auf sich sitzen lassen und so gelangte der Vorfall zur Kenntniß der Behörde, die nun ihrerseits den Diebriecher wegen Betruges und Verleumdung vor Gericht zog. Bei den Verhandlungen stellte sich indessen heraus, daß der Beklagte nicht nur in diesem, sondern auch noch in sehr vielen ähnlichen Fällen richtig gerochen hatte!

Auch nahm der Nichtpartei keine Anstand, auf Verlangen des Richters folgende Beweise von seiner ungemeynen Feinnachfrage abzulegen, indem er nach der oben angegebenen Methode nur mittelst des Geruches jeder Gerichtsperson die ihr gehörige Kopfbedeckung nachwies, den Besitzer einer Dreifaltigkeit unter den Anwesenden ausfindig machte u. dergl. mehr.

Auf Verlangen des ärztlichen Sachverständigen gab er an, daß er schon als Knabe Personen am Geruch zu unterscheiden und von denselben berührte Gegenstände am Geruch zu erkennen vermocht habe — mit den Jahren aber sei diese Fähigkeit noch gewachsen, und so habe er aus dem Aufsuchen verlorener Sachen und der Ermittlung der Vertheiler allmählich ein Geschäft gemacht. Ueber „Diebriecher“ wurde daraufhin von der Anklage entbunden, nichtsdestoweniger oder gereichte schließlich dieser Prozeß ihm oder vielmehr seiner Kasse zum Verderben. Der dadurch erlangte Ruf verschaffte ihm eine ausgedehnte Kundenliste, er erwarb mäheles verhältnismäßig viel Geld, ergab sich dem Trunke, und zog sich im Laufe der Jahre einen Fall auf den Hinterkopf eine Verletzung zu, an der er starb.

Thurer Tabak.

Der höchste Preis für Tabak wurde jedenfalls vor Kurzem in Bulowayo, der Matabela-Hauptstadt, bezahlt. Den daselbst stationirten Truppen der Chartered Company war ihr Tabakvorrath ausgegangen, und die Anbeter des edlen Kronensahns sahen sich schon gezwungen, Kaffertabak zu rauchen, dessen Aroma geeignet ist, selbst einem mit Stochschmuck behafteten Raucher die Haare zu Berge stehen zu lassen. Da kam zur Zeit der höchsten Noth von Fort Victoria ein spekulativer Mann mit 20 Fuhren des begehrten Kronensahns. Es fand reisenden Absatz für 5 s. die Unze, d. h. über 822 per Fuhren. Sonderbarer Weise wurde aber das Geschäft des Verkäufers trotz des glänzenden Profites mit dem Verkauf jenen Pades länger und länger, und als das letzte Bündchen in die Hände der Käufer manderie, brach er los in einen Fluß aus. Von einem Bekannten nach der Ursache seiner Unzufriedenheit befragt, verrieth er: „Ist's nicht genug, einen fuchswild zu machen, wenn er so bummel ist, nur mit 20 Fuhren Tabak hierher zu kommen?“

Betrunkene Armeen.

Während des Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel fanden die betrieffenden Truppen in Torquemada unermeßliche Weinvorräthe und plünderten dieselben. Man berechnete, daß einmal nicht weniger als 12,000 Mann in völliger hilfloser Verunkenheit auf den Straßen und in den Häusern lagen. Auch die Franzosen konnten diesen wohlverforgten Kellern nicht widerstehen; als sie später in die Stadt kamen, mußte Soult seinen Marsch um zwölf Stunden unterbrechen, weil es unter seinem Corps noch mehr Betrunkene gab, als Wellington in dem seinigen gehabt. — Nach der Erörterung und Plünderung von Bajadoz fand ein englischer Offizier in einer Kirche drei Soldaten im Branntwein ertrunken. — Ein gewöhnliches Gevölke war zu einem Branntweinlager benutzt worden; man hatte die Fässer, um schneller zum Ziel zu kommen, aufgeschossen, der Inhalt floß heraus und bildete einen ziemlich tiefen Teich. Die drei Soldaten hatten sich betrunken, waren umgefallen und in dem Branntwein ertrunken.

Schrecken eines Millionärs.

Einer der bekanntesten Sonderlinge Antwerpens, der Millionär Van Goulaten, ist neulich gestorben. Er war der erbitterteste Gegner jedes Fortschrittes, des Gaslichtes, der Pferdebahnen. Als vor zwanzig Jahren die Pferdebahn vor seinem Hause angelegt wurde, theilte er der Stadt mit, daß er niemals wieder die Jagade seines Hauses anstreichen oder ausbessern lassen werde. Er hat Wort gehalten; die Jagade war ein Schandfleck für das ganze feine Stadtviertel. Seine Nachlassenschaft fällt seinem Neffen zu. In seinem absonderlichen Testament verbiethet er seinem Erben, seinen Tod in den Zeitungen, mit Bedauern“ anzugeben, da dieses eine Lüge sein würde. In Schilbe, wo er beerdigt wird, soll ein großes Banke mit den ausgeführten Profesen hergerichtet werden, an dem alle Theilnehmer, die bis zum Friedhof mitgegangen sind, damit Niemand sagen könne, er habe sich bei der Beerdigung Van Goulatens' gelangweilt.

Die Garnerin.

Als in den dreißiger Jahren die berühmte Lustschifferin Garnerin in Berlin

eine Lustfahrt veranstaltete, war der Schanzplatz, auf dem die Fällung des Ballons und die Abfahrt stattfinden sollte, mit einem großen Jagdwitz eingedeckt, welches an den offenen Stellen Schilbdächer besetzt hielten, die den strengen Befehl hatten, Niemanden ohne Eintrittekarte durchzulassen. Madame Garnerin erschien ohne eine solche und als sie daher von dem Wache stehenden Soldaten zurückgewiesen wurde, tief sie in gedrohenem Deutsch: „Oh, Monsieur, ist bin die Garnerin!“ „Ach was,“ entgegnete der Kriegsmann trocken, „bei gilt hier nicht. Das Sie gern ein wollen, bei floohe ist woll, aber ist ohne Karte lasse ich nu einmal Keenen durch!“

Tur —!

Tanzlehrer (dem Schlußfänger zu einem ungeheueren Schaller, der mit seiner Dame gefallen ist): „Aber, Herr Meyer, jetzt noch, nachdem ich mir so viel Mühe mit Ihnen gegeben hab'! Ich will hoffen, Sie sind nun betrunken!“

Bedeutend feiner.

Hausfrau: „Lina, wer war der Mann, mit dem Sie gestern Abend unter der Hausthür standen?“

Dienstmädchen: „Das war mein Mann, Madame!“

Hausfrau: „Wie, Sie sind verheiratet?“

Dienstmädchen: „Nein, Madame! Aber, mein Mann“ klingt anständig als „mein Geliebter“, und ein Mann war's ja doch auch.“

Respektvoll.

Baronin: „Die prachtvollen Rosenbüsche sind offenbar mathematischer Weise abgesehen worden. Wer hat denn diesen empfindenden Bombastikus erdört?“ Gärtner (grottig): „Niemand anders als der junge Herr Baron, denn der gnädige Lausbub war allein im Garten!“

Drohung.

Die kleine Erna möchte gern ein Huhn vom Hofe greifen, aber es läßt sich durchaus nicht fangen. „Na, warte nur,“ sagte die Kleine, „wenn von dir Suppe gemacht wird, est' ich keine davon.“

Scharfe Replik.

Nur, auch mir hat die glasse Herrenwelt bewundernd zu Füßen gelegen und mich verehrt.“

Junges Fräulein: „Müssen Sie aber ein gutes Gedächtniß haben.“

Wendlichkeit.

Arzt: „Nehmen Sie dieses Pulver, und die Entzündung wird in drei Tagen gehoben sein.“

Patient: „Sie sprechen ja so heiser, Herr Doctor.“

Arzt: „Ja, ich bin seit vier Wochen stark erkältet!“

Schlau.

Frau: „Warum bindest Du denn das Tuch um den Kopf?“

Mann (Schneider): „Weil ich den Doctor mahnen will — so glaubt der Diener, ich sei ein Patient und läßt mich zu ihm hinein!“

Feste Tare.

Banquier: „Es scheint mir, Baron, daß Sie meine Tochter lieben. Unter uns gesagt, ich gebe ihr dreihunderttausend Mark mit.“

Baron: „Baron — aber ich betrachte nur von vierhunderttausend Mark aufwärts!“

Schmeicheleihaft.

Richter: „Wie sah denn der Mann aus, der den Raubfall auf Sie vollführte?“

Zeuge: „Ach, es war ein Mensch mit ziemlich dummem Gesicht, klein und unterseht, ungefällig wie Sie Herr Richter!“

Unfriede und Versöhnung.

In einer Ehe hatte längere Zeit der Unfriede geherrscht. Dem vertragen sich Beide wieder. Da saßen sie, wie in früheren gemüthlichen Zeiten, beim traulichen Schein der Lampe und er las ihr aus der Zeitung vor. „Der Kaiser hat sich mit Bismarck ausgeföhnt.“

„Wie während“, bemerkte sie, „gerade wie bei uns.“

Er las weiter. „Der Kaiser hat ihm einen grauen Mantel geschenkt.“

„Siehst Du Männchen,“ sagte sie, „einen grauen Mantel schenktst Du mir auch zur Veröhnung schenken!“

Schlagfertig.

In einem kleinen Theater blieb am Schluß des Aktes in einem blutigen Trampelspiel, als eben eine tragische Figur niedergestürzt worden war, der Vorhang hängen. Der Niedergerettete glaubte, der Vorhang wäre schon herunter und richtete sich wieder halb auf, um wegzugehen. Das Publikum jubelte. Aber der Darsteller wachte sich zu helfen. Er warf den Zuschauern einen wüthenden Blick zu und rief mit pathetischer Stimme: „Nicht einmal im Tode wird man hier in Ruhe gelassen!“ Dann schritt er hinaus und — hatte die Lächer auf seiner Seite.

Passende Antwort.

Der alte Professor Stilling zu Jena, ein gefürchteter Humorist, sah einstmals in seinem Stubzimmer; es klopf, nun ehe noch ein „Herrin!“ ertönt, ist bereits ein flotter Bruder Studio in mächtigen Stulpenstiefeln und Netzen, an den Stiefeln klirrende Sporen, eingetreten. „Sie verzeihen,“ sagt er bestemmt, „als er den alten Herrn gesehen, wohnt hier in diesem Hause nicht der Herr Studiosus Kern?“

„Jawohl,“ erwiderte trocken der besorgte Professor, „wobit, reiten Sie eine Treppe höher, da wohnt der Gewöhnliche.“